

Antworten von Peter Paul Wiplinger auf Fragen der Diplomandin Magda Pierzchalska, Jänner 2005

Germanistisches Institut der Universität Wrocław/PL

- *Ihr Schaffen ist vielseitig. Sie sind nicht nur ein guter Schriftsteller, sondern auch Kunstfotograf. Das war aber ein langer Prozeß, der Sie zum Schriftstellerwerden geführt hat. Dachten Sie irgendwann in der Jugendzeit daran, dass Sie Schriftsteller werden?*

Ja, mit etwa 15 Jahren, als ich begann, mich intensiv für Literatur und da vorallem für die Lyrik als ihre knappste und schönste Form und für das, was sie an Fragen, Reflexionen, (Lebens-) Interpretationen, Antworten sowie Antwortversuchen transportierte, zu interessieren und für mich zu adaptieren. Dichter und das was, aber vorallem wie (intuitiv anstatt analytisch) sie dachten und ihre Gedanken und - noch wichtiger - ihre Gefühle ausdrückten, das beeindruckte mich stark. Die Dichter wurden zu meinen Vorbildern, zu Lebensleitfiguren. Denn ich hatte Fragen und suchte Antworten. Ich wollte das Leben kennenlernen und verstehen. Die Dichter sprachen anders über das Leben als alle rundherum um mich. Ich wollte ebenso ein besonderes Leben haben, vielleicht ein Dichterleben; und nicht eines jener Banalitätsleben, wie sie rundum gelebt wurden. Also hatte mein Streben weniger mit Literatur als vielmehr mit dem Leben zu tun, danach wie Literatur, Dichtung, Dichter und überhaupt Künstler mit diesem Leben umgingen, wie sie es verstanden und erklärten, wie sie es darstellten, nämlich so, daß das Leben anders sein könnte, ja sein müßte: persönlich, individuell gestaltet, etwas Besonderes, Außergewöhnliches, Einmaliges. Mein erstes von mir gekauftes, mir wirklich vom Mund abgespartes Gedichtbuch damals war die Anthologie „Flügel der Zeit - Deutsche Gedichte 1900-1950“. Auswahl und Nachwort von Curt Hohoff. Fischer Bücherei/Taschenbuch, Frankfurt am Main, 1956. Bis 1958 erschien das Buch in einer heute unvorstellbar hohen Auflage von 100.000 Exemplaren. Ich begann mich sowohl mit den Biographien der Dichter, als auch mit Fragen der Poetik überhaupt zu beschäftigen. Ich studierte die Gedichte richtig durch. Das war so in den letzten Klassen des Gymnasiums. Und ich begann auch gleich selbst Gedichte zu schreiben; leider fast nur epigonal, jene Dichter (unbewußt) nachahmend, die mir am meisten zusagten, in dem was und wie sie dichteten. Beispiele: Zuerst Erich Kästner, dann Rilke und Georg Trakl. Nachdem ich die Gefahr erkannt hatte und mir die Tatsache des Epigontums bewußt geworden war und ich sie mir eingestanden hatte, mied ich in Hinkunft jede Nachfolge, ja lange Zeit sogar jede Gedichte-Lektüre, um nicht weiter beeinflußt und geschädigt zu werden. Ich wollte meinen eigenen Stil finden, ich wußte, daß dies mein Ziel sein mußte und daß das Erreichen dieses Zieles die Voraussetzung für meine Eigenständigkeit, für meine Identität als Dichter sein würde. Der Weg dahin war weit und schwierig und dauerte viele Jahre. Erst spät habe ich dieses Ziel wirklich erreicht. Denn viele Gedichte, vorallem die frühen, waren nur Stationen auf meinem Weg zu diesem Ziel. Also: Ich habe zwar schon sehr früh zu schreiben begonnen, bin aber erst sehr spät ein wirklicher Dichter geworden; wenn überhaupt. Vielleicht bin ich auch gescheitert.

- *Erinnern Sie sich noch an das erste Gedicht, das Sie geschrieben haben?*

Nein, an das erste Gedicht sicher nicht, aber eines der ersten liegt vor mir, in Maschinschrift, auf der alten Schreibmaschine meines Vaters im Büro geschrieben. Es ist ein Liebesgedicht mit dem Titel „Bei Dir“ und lautet so: „Wenn ich durch stille Gassen geh,/ im Dämmerlichte einsam steh,/ da spür ich Dich./ Und wie ein Hauch/ streichts sanft um mich,/ Spürst nicht Du auch/ dann meine Nähe?“ Schon in diesem frühen Gedicht aus dem Jahre 1959 werden zwei wesentliche, lebensbegleitende Grundgefühle von mir an- und ausgesprochen: Die Einsamkeit und die aus ihr resultierende Sehnsucht nach ihrer Aufhebung durch ein Du, durch Begegnung und Gemeinschaft mit einem anderen, einem geliebten und mich liebenden Menschen.

- *Lyrik scheint der literarische Bereich zu sein, in dem Sie sich am wohlsten fühlen. Stimmt das?*

Ja. Denn das ist meine ureigenste Domäne. Das habe ich ein Leben lang gelernt, da bin ich zu Hause, da bin ich (mir) sicher. Nirgendwo kann man so viel mit so wenigen Wörtern und mit so geringem (aber notwendig vollkommen ausgeführtem!) Sprachaufwand aussagen und ausdrücken. Im Gedicht lebt die Seele und nicht nur der Kopf. Das Gedicht ist meine Heimat.

- *Wie lange arbeiten Sie durchschnittlich an einem Gedicht?*

Das ist verschieden, je nach Thema, Art und Länge des Gedichtes und in welcher Verfassung ich bin, ob klar und konzentriert, mehr gedanklich orientiert, oder ob ich mehr von Gefühlen bestimmt, auch in sie vielleicht verstrickt bin; ob ich das, was ich sagen will, präzise benennen kann oder nicht. Es kommt viel auf meine momentane Verfassung an. Meist fällt mir der Beginn eines Gedichtes ein, ein wesentlicher Gedanke zugleich mit seiner Formulierung. Dann kann es entweder sehr schnell und glatt gehen, wenn ich mich hinsetze und das Gedicht aufschreibe, oder es gibt im Verlauf - und da manchmal gegen Ende - Schwierigkeiten. Dann notiere ich den Text zuerst einmal so wie er mir einfällt und unterziehe das Gedicht später einer Korrektur. Das ist dann die Spracharbeit, die Textgestaltungsarbeit. In der Regel aber dauert das Schreiben eines Gedichtes bei mir nicht lange, nur solange wie das Schreiben des Textes dauert. Ich habe meist keine Schwierigkeiten und schreibe das meiste ohne jede augenblickliche Korrektur. Ein Gedicht - ich meine seine Niederschrift - ist in etwa 10 Minuten fertig. Darüber hinaus habe ich des öfteren in einer Art „Schreibanfall“, in einer „Schreibsession“ dann auch mehrere Gedichte hintereinander geschrieben. Da bin ich dann länger am Schreiben. Meist trinke ich dabei Wein, rauche und sitze irgendwo in einem Lokal (Budva-Serviettengedichte).

- *Denken Sie, dass Lyrik in unserer Zeit von der Umwelt verstanden und aufgenommen wird?*

„Umwelt“ ist vielleicht das falsche Wort, der nicht ganz richtige Begriff für diese Frage. Gedichte wurden und werden nie von der „Umwelt“ aufgenommen und verstanden, sondern immer nur von einem bestimmten und auch begrenzten Personenkreis, der sich für Gedichte und für das in Gedichten Gefühlte und Gedachte, in ihnen Ausgedrückte und Mitgeteilte interessiert. Die Größe dieses Personenkreises kann sehr unterschiedlich sein. In den einen Ländern liest und kennt „man“ kaum Gedichte, hat man kein Bedürfnis nach ihnen, in anderen wiederum gehören sie, vorallem jene von den eigenen Dichtern, ganz selbstverständlich zum nationalen Kulturgut, und viele Menschen können dann sogar auswendig Gedichte rezitieren. Das Verstehen und Verstehenkönnen eines Gedichtes setzt natürlich eine Beschäftigung mit Poesie voraus und auch eine gewisse Liebe zu dieser Form der Literatur. Ebenso Sensibilität, ein Mitgehen und Mitarbeiten mit und an dem Gedicht, ein Aufspüren-Wollen und Aufspüren-Können von Geheimnissen, Schwingungen, Botschaften, Andeutungen. Und ein gewisses Maß an eigener Sprachkultur. Von einem Gedicht und von Poesie muß man auch etwas verstehen und dieses Verständnis muß man ausbilden und sich aneignen. Das ist genauso wie in der Kochkunst und bei der Eßkultur. Das alles gehört zu einer Lebenskultur. Eine solche ist heute weitgehend verschwunden, wurde einer trendigen Pseudokultur geopfert. Die Masse, die „Umwelt“ versteht weder etwas von Dichtkunst noch von Kochkunst, weder etwas von Musik noch von bildender Kunst, weder etwas vom Theater noch vom Tanz, weder etwas vom Leben noch von der Kunst. Die sogenannte „Umwelt“ liest nichts mehr außer miserable Zeitungen und Journale, sie hält nichts von Kultur und Bildung, sie hat kein Bedürfnis danach, sie kommt ohne sie aus; sie funktioniert auch so: in ihrem materialistischen Konsumwahnstreben und in der Reduktion auf bloße Grundbedürfnisse und anspruchslose Vergnügungen.

- *Haben Sie als Schriftsteller beim Schreiben irgendwann beschlossen, in welchem Fachgebiet Sie sich bewegen werden, wo bei Ihnen die Grenzen bei der Themenauswahl liegen?*

Nein. Aber der NS-Holocaust und wie (verlogen) Österreich mit seiner eigenen Geschichte umgegangen ist, das war ein von mir gewähltes wesentliches „Thema“. Das hat mich überhaupt erst zum Schreiben gebracht. Konkret war es ein Besuch im ehemaligen KZ-Mauthausen.

- *Haben Sie überhaupt Ihre Stärken oder Schwächen beim Schreiben? Wo liegen sie?*

Meine Stärken beim Schreiben liegen in der Lyrik in meiner präzisen Prägnanz, die zu meinem Stilmerkmal und Markenzeichen geworden ist, und meine Schwächen sind in der (essayistischen) Prosa - Beispiel diese Fragen-Beantwortung - eine zu große Weitschweifigkeit und daß ich immer zuviel hineinpacken will, weil ich leider - sehr oft allerdings begründet - glaube, daß man alles erklären muß, damit es verstanden wird. Ebenso eine Stärke von mir beim Schreiben ist, daß ich nie mit irgend etwas, was nicht hundertprozentig richtig ist, vorlieb nehme, weder gedanklich noch stilistisch, sondern hartnäckig und ausdauernd solange suche, bis ich das, was ich gesucht, auch gefunden habe und nun verwenden kann. Ich bin außerdem ein Perfektionist; und genau das hat sowohl positive, als auch negative Seiten und Auswirkungen. Ich kann auch nicht „auf Befehl“ schreiben, also keine Auftragsarbeiten machen. Ich wäre somit kein wendiger, termin-verlässlicher Journalist.

- *Gibt es ein Gedicht oder einen Essay, von dem Sie sagen würden: es/er ist bisher mein bestes/r? Wenn ja, was ist das Besondere an diesem Gedicht, bzw. Essay ?*

Ja, mehrere davon. Bei den Gedichten sind es solche, die mir als vollkommen erscheinen; „vollkommen“ im Sinn von hundertprozentiger Ausschöpfung meiner poetischen Fähigkeiten und meines dichterischen Talents. Gedichte, in denen die Einmaligkeit eines Augenblicks, einer Augenblicksempfindung in höchst poetischer Weise zum Ausdruck kommt und im Gedicht etwas mitschwingt - wie eine Melodie und die Töne in der Musik - und wie es in der Prosa nie vorkommt oder möglich ist. Zum Beispiel: „Da war damals/ dieser baum/ und dieses weiße haus/ mit seinen blauen fenstern/ und unser beider spiegelbild/ in seinen blinden scheiben// da waren namen/ längst ausgelöscht/ auf einmal wieder da/ die zeichen/ in das braune holz geritzt/ das denken/ die unbekanntten toten/ und die trauer/ um das niemehrwiedersehen“ (Gedicht „Retrospektive“). Ein Gedicht, das ich vor mehr dreißig Jahren geschrieben habe, das in meinem Kopf bei einem Besuch im ehemaligen KZ Mauthausen entstanden ist und das „noch immer hält“, weil es von zeitloser Gültigkeit ist. Das genau ist es: *Die zeitlose Gültigkeit*. Das ist ein Kriterium für ein Gedicht, das ist eine Anforderung, die wahre Poesie erfüllen muß. Mein mir liebster und für mich wichtigster Essay ist jener mit dem Titel „50 Jahre danach“, der das Einleitungsreferat zu einer Schriftstellertagung in Budmerice/Slowakei war und dann unter dem Titel „Kleine Lichter flackern zwischen den Schienen“ ganzseitig in der katholischen Wochenzeitschrift „Die Furche“ abgedruckt wurde (Nr. 20/18. Mai 1995).

- *Gibt es Werke anderer Schriftsteller, die für Sie sehr wichtig sind und die Sie jederzeit weiterempfehlen würden? Gibt es ein Werk, das für Sie besondere Bedeutung hat?*

Wichtig - jetzt nicht mehr *sind* - sondern *waren* für mich die Lyrik von Hölderlin, jene vom großen spätromantischen Dichter Nikolaus Lenau, von Charles Baudelaire, Arthur Rimbaud, Paul Éluard, Garcia Lorca, Rafael Alberti, Guiseppe Ungaretti, Pablo Neruda, Sergej Jessenin, Hugo von Hofmannsthal, Georg Trakl, Else Lasker-Schüler, Nelly Sachs, Rose Ausländer, Theodor Kramer, dem früh verstorbenen österreichischen Dichter aus Südtirol, Norbert Kaser, sowie Alois Hergouth. Darüber hinaus auch einzelne Gedichte von Heinrich Heine, von Rainer Maria Rilke, von Hermann Hesse und auch - wenige - von Paul Celan. Schon sehr früh interessierte ich mich für chinesische Dichter und für die japanische Haiku-Dichtung. Aber das alles waren nicht Vorbilder, denen ich nachgeschrieben, die ich nachgeahmt habe, sondern das war meine ganz persönliche „Dichterschule“, die ich mir ausgesucht habe, in die ich gegangen bin, an und in der ich gelernt habe, was Dichtung ist, was Dichten bedeutet, sein kann und sein muß. Wichtiger aber als all dieses waren für mich und für meine Entwicklung als Schriftsteller und Mensch andere Thematiken, die in der Regel außerhalb der Literatur lagen und liegen. Das waren die Bücher, die meine „Denkschule“ ausmachten. Und dann noch jene Bücher, welche mit politischen Ereignissen zu tun hatten/haben. Für meine „Denkschule“ waren wichtig: Platon, Aristoteles, Descartes, Kant. Wichtig für mich auch: „Der Mythos von Sisyphos“ von Albert Camus und Jean Paul Sartres Schriften. Ebenso „Das siebte Kreuz“ von Anna Seghers.

Hermann Langbein: „Menschen in Auschwitz“. Erika Weinzierl: „Zu wenig Gerechte - Verfolgung österreichischer Juden 1938-1945. André Lagaze: „Der Tunnel“ (Errichtung des Loibl-Paß-Tunnels zwischen Österreich und Jugoslawien/Slowenien durch KZ-Mauthausen-Häftlinge). „Wir haben es gesehen - Augenzeugenberichte über Terror und Judenverfolgung im Dritten Reich“ (fourier-Verlag). „Der Himmel ist blau. Kann sein. - Frauen im Widerstand. Österreich 1938-1945.“ „Ich gebe Dir einen Mantel, daß Du ihn noch in Freiheit tragen kannst. - Widerstehen im KZ. Österreichische Frauen erzählen“. Diese *Erinnerungs- und Bekenntnis-literatur* mit der Darstellung der Unmenschlichkeit und des Grauens, aber auch der zutiefst vorhandenen und wirkenden Menschlichkeit auf der Opferseite, des Willens zum Leben und zum heroischen Widerstand, des Kampfes gegen Unmenschlichkeit und Würdelosigkeit, gegen den Verlust der Menschenwürde, war und ist für mich wichtiger und prägender als alles zusammen, was es am literarischen Welthimmel seit Menschengedenken gibt. Es ist immer das individuelle, das rein persönliche Schicksal und Leben und Zeugnis (geben) davon, was mich am tiefsten berührt und bewegt. Genau das möchte ich weiterempfehlen, vorallem an die heutige Jugend und an die nächsten Generationen von Jugendlichen.

- *Hatten Sie Vorbilder unter Schriftstellern, deren Schreibstil ihre Schreibweise beeinflusst hat?*

Ja, leider, ganz am Anfang meines Schreibens, noch im Gymnasium, Erich Kästner mit seinen leichtfüßigen Reimgedichten und dann die düstere Welt des Georg Trakl. Aber Kästner war unbedeutend, denn das waren Gymnasiastengedichte, die ich damals (1956-1960) verfaßt habe. Das hatte und hat mit professioneller Schriftstellerei und wirklicher Literatur nichts zu tun. Georg Trakl und seine Lebens-, Empfindungs-, Vorstellungs- und Dichtungswelt hingegen haben mich schon sehr beeinflusst und geprägt, damals; später habe ich mich davon befreit und jeden weiteren Einfluß als mich und mein Schreiben schädigend entschieden vermieden.

- *Welche Hindernisse stellt der Staat und seine Gesellschaft, die von einem Schriftsteller kritisiert werden?*

Da gäbe es eine lange Liste von Auflistungen mit unterschiedlichen Antworten, je nach Staats- und Gesellschaftsform. An erster Stelle aber stünde und steht überall die (Tendenz zur) Behinderung der freien Meinungsbildung und Meinungsäußerung. Die Bandbreite aller Hindernisse und Behinderungen für - (staats- und gesellschafts-) kritische Schriftsteller reicht von der Ermordung, von Folter und Gefängnis, von der Behinderungen der Berufsausübung und beim Publizieren bis hin zur Feinbild-Konstruierung, von Verhöhnung und Herabsetzung der Person bis hin zur Ignoranz. Das ist die historische und noch immer - je nach Staat und Gesellschaft - praktizierte Haltung kritischen Schriftstellern gegenüber. Derzeit sind laut Writers and Prison-Committee des International PEN weltweit hunderte SchriftstellerInnen inhaftiert. Jeder Staat, jedes Regime, jede Regierung und ihre Organisationen haben Macht und üben sie (oft bedenkenlos) aus. In vielen Fällen kommt es zu Machtmißbrauch, auch aufgrund von demokratiefeindlichen oder undemokratischen (Grund-) Einstellungen. Wenn Schriftsteller und andere Personen dies kritisieren, wenn sie Mißstände aufzeigen, so werden sie oft - auch von den Medien und der (manipulierten) Gesellschaft zu „Nestbeschmutzern“ oder gar zu Staatsfeinden, zu Nicht-Patrioten erklärt. Dann geht die Hetzjagd gegen sie los.

- *Haben sie irgendwann Hass empfunden? Haben Sie Feinde? Was oder wer ist Ihr größter Feind?*

Ja. „ich spüre haß/ auf eure mörder/ trauer/ und verzweiflung/ über euer zugrundgehen“ heißt es in meinem Gedicht „immer wieder“ (*Farbenlehre*). Haß empfinde ich und sehe dieses mein „Gefühl“, diese Haltung gerechtfertigt allen jenen gegenüber, die Menschen grausam quälen, allen Folterknechten quer durch die Menschheitsgeschichte, von der Heiligen (!) Römisch-Katholischen Inquisition über die Gestapo- und die KZ-Schergen sowie NKWD-Mörder bis hin zu den verblendeten Menschenvernichtern im kambodschanischen Pol-Pot-Regime, die in ihren sogenannten Umerziehungslagern mehr als zwei Millionen Menschen töteten. Es geht aber

auch um jeden Einzelnen, der in irgendeinem Kerker auf der Welt sich befindet, dort gequält wird, seine Gesundheit, sein Leben verliert. Haß, oder besser gesagt: Verachtung bringe ich auch den Folterer und besonders jener Folterin im irakisch-amerikanischen Gefängnis entgegen und all jenen, die solche Methoden angeordnet haben oder dulden, sie als „zielführend“ einsetzen. Der Zweck heiligt eben nicht und nie die Mittel. Es gibt Grenzen, es muß sie geben. Feinde hatte ich, denn ich wurde angefeindet (Kleine Galerie-Zeit), habe ich jetzt aber nicht mehr. Gegner, Neider und Intriganten sind geblieben, wenige, denn ich habe mich weitgehend von privaten Auseinandersetzungen zurückgezogen. Ich äußere meine Meinung nach wie vor, radikal und ohne falsche Rücksichtnahme - auch auf mich - und dies wenn möglich öffentlich. Zu diskutieren gibt es nicht mehr viel, meine Positionen sind klar, und man kennt sie. Und jeder mag davon halten und damit anfangen, was er will; das interessiert und berührt mich nicht mehr. - Mein größter „Feind“ bin ich selbst, immer gewesen, weil ich von radikaler Offenheit und stets undiplomatisch, (zu) oft in Konfrontation und dabei auch aggressiv bin und meine Ablehnung oder Geringschätzung offen zeige oder auch ausspreche. Und darüber hinaus auf eine andere Weise, unvernünftig - auch in gesundheitlicher Hinsicht - lebe und gelebt habe. Ich bin ein Mensch, der brennt und verbrennt, auch in Leidenschaften, und keiner, der auf Sparflamme dahinflackert. So ist es, so war es immer, ich wollte und will, daß es so mit mir ist.

- *Sie waren immer mit Ihrem Wort dort, wo der Kleine Mensch unterdrückt wurde. Eines der Hauptthemen in Ihren Werken war der Balkankrieg und seine Folgen. Jetzt werden die Augen der Welt in die Richtung Naher Osten gewandt. Wie stehen Sie persönlich zum Irakkrieg?*

Absolut ablehnend! Politisch eine Volltrottelei. Aber die USA-Politiker und ihre Leute waren schon immer schlechte Politiker und politisch völlig naiv bis infantil, dafür aber mit einem Welt(polizei)machtanspruch, der ihnen nicht zusteht. Der USA-Präsident hat eine (Über-)Macht, die einem modernen demokratischen Staatswesen nicht entspricht. Das dortige politische System widerspricht zwar nicht dem Demokratiegrundsatz, der lautet: „Alle Macht geht vom Volk aus“, aber dort wird alle Macht an eine einzelne Person, den Präsidenten, und seine Administration delegiert; und dies ohne wirksame Kontrolle und Kontrollinstanzen. Und so ein Mann wie dieser dumme, eitle, selbstgefällige, verblendete und unbelehrbare Mr. President Bush und sein Clan haben uneingeschränkte (Welt-)Macht. Das ist ein Wahnsinn!

- *Fühlen Sie sich als Schriftsteller erfüllt?*

Ja und nein. Einerseits habe ich mit der Schriftstellerei in meinem Leben gerade das getan, was ich angestrebt habe - mag sein ohne befriedigendes Ergebnis, andererseits denke ich (gerade in letzter Zeit oft), daß ich eigentlich oder möglicherweise das Falsche getan habe oder auch etwas anderes tun hätte können/sollen/müssen. Wirklichen Erfolg als Schriftsteller habe ich ja nicht, habe ich nie gehabt. Wie kann oder könnte man denn auch mit Gedichten Erfolg haben? Welchen denn überhaupt? Was bedeutet in diesem Zusammenhang das Wort „Erfolg“? Erfüllung habe ich, wenn ich ein gutes Gedicht, einen guten Text schreibe, geschrieben habe.

- *Bei welcher Ihrer Tätigkeit fühlen Sie sich am wohlsten: als Schriftsteller oder als künstlerischer Fotograf?*

Das läßt sich nicht gegeneinander abwägen und ausspielen und so nicht beantworten. Das sind zwei ganz grundverschiedene Tätigkeiten und Wesensäußerungen meiner Persönlichkeit. Das Gedichteschreiben sperrt mich ein: In mein Gedicht, in mein Sprachhaus, in mein Ich. Das Fotografieren bedeutet und bewirkt für mich genau das Gegenteil: Es öffnet mich, es (er)öffnet mir (m)einen Zugang zu anderen Menschen (die ich fotografiere), zu meiner Umwelt, zur Welt überhaupt. Es läßt mich Gegenstände und Erscheinungen ebenso präzise oder stimmungsvoll sehen und dies mittels der Fotografie festhalten. Und ich freue mich, wenn mir eine Aufnahme gelungen ist und das Bild meiner (künstlerischen) Intention entspricht. Das Fotografieren, das Bildermachen hat eine gewisse Leichtigkeit, ja Schwerelosigkeit - vielleicht: des Augenblicks.

- *Was, denken Sie, spricht die Menschen besser an: Fotografie, Lyrik oder Publizistik?*

Das richtet sich nach „den Menschen“, auch nach jedem einzelnen von ihnen. In der Regel sind die Menschen überhaupt leichter durch Bilder und Darstellungen anzusprechen als durch Gedichte und Gedanken; einfach deshalb, weil die Rezeption - ich sage nicht: das Verstehen - von Bildern leichter ist als die von Gedichten, weil Etwas-Ansehen leichter fällt als Nachdenken oder Mitdenken. Jedenfalls ist eine Vernissage ein gesellschaftlicher Anlaß, zu dem die Menschen gerne kommen. Die Bilder sind dabei oft nur nebensächlich. Man hört viel öfter und leichter eine anerkennende Bemerkung bei einer Ausstellung als bei einer Lesung. Fotografie zieht mehr Publikum an als Lyrik, eine Ausstellungseröffnung mehr als eine Dichterlesung. Und was den Bereich der Kulturpublizistik betrifft, so erscheinen meine Essays, Rezensionen, etc. sowieso fast nur in einschlägigen Zeitschriften, die ihr begrenztes Leserpublikum haben. Die Möglichkeiten dafür werden seit Jahren immer geringer, auch der Platz für Bücherrezensionen wird in den dafür verbliebenen Zeitschriften immer knapper bemessen. Man wünscht sich nur mehr PR-Texte mit Empfehlung oder Ablehnung und keine ausführliche kritische oder auch würdigende Auseinandersetzung. Auch in dieser Sparte im Kulturbereich hat längst eine Praxis nach den Erfordernissen des Marktes und nach zeitgeistigen Modetrends eingesetzt. Es ist leider so. Mir fehlt diese Form der gründlichen und ausführlichen Auseinandersetzung mit einem Thema und der publizistische Kontakt zur Öffentlichkeit. Denn für mich bedeutet(e) ein Essay oder eine gründliche, ausführliche kulturpublizistische Arbeit immer eine Herausforderung, der ich mich gerne stell(t)e.

- *Glauben Sie an eine positive Wirkung Ihrer Werke auf die Menschen? Wenn ja, wie merken Sie eine solche?*

Abgesehen von der grundsätzlich problematischen Fragestellung, ob Kunst, Literatur, Dichtung überhaupt einen wirksamen positiven Einfluß auf den Menschen oder auf „die Menschen“ (!?) haben, was bei Betrachtung der Menschheitsgeschichte und der Ereignisse auf der europäischen Ebene und der nationalen Ebenen des 20. Jahrhunderts eher verneint werden muß (NS-Holocaust/Beethovens 9. Symphonie/Auschwitz), stellt sich für mich diese Frage nicht. Dazu bin ich viel zu unbedeutend. Und doch: Bei Lesungen von mir habe ich oft einen sehr hohen Aufmerksamkeitsgrad und auch eine gewisse Betroffenheit, vielleicht sogar eine Art Erschütterung beim Publikum, bei manchen Personen feststellen können. Und einige haben mir ihre hervorgerufene Emotionalität, ein gefühlsmäßiges Angesprochenwerden auch in kurzen Gesprächen nachher bestätigt. Auf die in der Zeitschrift „Granatapfel“ erschienenen Erzählungen und nach dem Erscheinen des Prosabandes „Lebensbilder“ haben mir viele Menschen geschrieben, daß sie von dem, was und wie ich dies oder jenes geschrieben habe, sehr berührt wurden. Das hat mich ganz besonders gefreut, mehr als jede positive Kunstkritik. Aber trotz allem glaube ich an eine nachhaltige positive Wirkung meines Schreibens und meiner publizierten Literatur nicht. Weil ich überhaupt nicht glaube, nicht daran glauben kann, daß Literatur, daß Kunst irgend etwas entscheidend verändert oder verändern kann.

- *Glauben Sie an das Gute in den Menschen? Lohnt es sich gegen den (heutigen) Wahnsinn der Welt zu kämpfen? (Gedicht „An Euch Ausgelöschte“ in „Farbenlehre“).*

Ach, das ist so eine Frage! Ich meine die erste Frage. Egal welche Antwort auch immer ich darauf geben würde, so hätte sie keinerlei Bedeutung und wäre nur floskelhaft und peinlich. Natürlich möchte ich an „das Gute im Menschen“ glauben - was ist das überhaupt? - aber wiederum angesichts der Menschheitsgeschichte und bei Betrachtung allein des letzten Jahrhunderts mit zwei Weltkriegen, Atombombenabwürfen, Holocaust und Genoziden, mit Millionen von Hungernden und Verhungerten, der Chancenlosigkeit unzähliger Menschen, der rücksichtslosen Ausbeutung oder Vernichtung der ökologischen Ressourcen und der jetzt neu aufflammenden fundamentalistischen Intoleranz von Religionen und Kulturen stellt sich - jedenfalls für mich - nicht mehr die Frage, ob „der Mensch“ (!?) seinem Wesen nach, seiner Grundveranlagung nach gut ist oder böse oder was auch immer, weil diese Frage für die Realität

völlig irrelevant ist. Gäbe es von der Bestimmung her „das Gute im Menschen“, so müßte man konstatieren, daß es völlig wirkungslos ist. Man müßte angesichts von Mensch und Welt eine Bankrotterklärung abgeben, diese an den Schöpfer - falls es einen solchen gibt - absenden, mit der vorwurfsvollen Beifügung: „Was hast Du nur für einen Menschen und für eine Welt erschaffen?!“ Aber es gibt auch wirklich gute Menschen, auch solche, die ihr Leben für andere einsetzen und opfern. Und es gibt so viele Menschen, die nach dem Guten streben, danach, ein guter Mensch zu werden und zu sein. Wunderbar! Nur: Das Böse ist da. Und mit ihm der „wahnsinn der welt“. Dagegen muß man in Verteidigung des Guten kämpfen, um die Welt halbwegs in ihrem (labilen!) Gleichgewicht zu halten. Man muß immer - und zwar entschlossen, ausdauernd und ohne jemals zu resignieren - für den Menschen und für eine bessere Welt kämpfen. Eine andere Alternative gibt es nicht. Ansonsten gehen wir zugrunde.

- *Hatten Sie nicht manchmal Zweifel daran, was Sie machen und ob es was bringt?*

Von Anfang an und dies immer wieder und immer öfter bis heute. Gleichzeitig muß ich aber diese Zweifel beiseite schaffen, sie dürfen nicht über mich bestimmen und mich beherrschen, wenn und weil ich das machen will, was ich seit mehr als vierzig Jahren mache und solange es mich gibt machen werde und machen will. Denn das bin ich und das ist mein Leben. Die Frage nach dem Sinn des eigenen Lebens und des Lebens überhaupt stellt sich jeder vernünftige Menschen (immer wieder). Natürlich kann man das eigene Leben infragestellen und sich vorstellen, ob dieses oder jenes hätte anders sein können und was dann geworden und gewesen wäre; aber man jongliert da nur mit Vermutungen und Hypothesen. Und das, so sagt man mir, „bringt nichts“. Denn ich habe oft solche Gedanken und manchmal glaube ich, daß ich einfach alles falsch gemacht habe. Ich hätte lieber irgendeinen Beruf erlernen sollen, Kaufmann werden, viel Geld verdienen, ein Haus kaufen, eine Familie haben sollen; oder irgendwohin auswandern, in ein anderes Land, in ein anderes Leben. Ich hätte „ein normales Leben“ führen sollen; aber was ist das? Also, ich weiß nicht: Lebe ich wirklich in *meinem* Leben oder nicht?

- *Wie es dazu gekommen ist, dass Sie begonnen haben, sich mit der Fotografie zu beschäftigen? Wann war das?*

Mein Vater hatte einen einfachen Fotoapparat, eine Agfa-Box, mit der er die Familie zu bestimmten Feiertagen (Ostern, Fronleichnam) und zu anderen besonderen Anlässen (Erstkommunion, Hochzeit) fotografierte. Dieser Apparat hat mich schon als kleines Kind interessiert. Ich durfte ihn in die Hand nehmen und auf das kleine Sucherbild schauen. Später hatten auch Brüder und Schwestern von mir die ersten (billigen) Fotoapparate. Und bald hatte auch ich meinen ersten Fotoapparat, einen alten, gebrauchten, mit dem ich meine ersten Aufnahmen in Schwarz-weiß machte. Ergebnis: Kleine, nicht sehr eindrucksvolle Bildchen. Aber was mich am Fotografieren faszinierte, war die Möglichkeit des Festhaltens eines Augenblickes und sein Bewahren in die Zukunft hinein. Anhand von Fotos konnte und kann man sich an Augenblicke, an Personen und Ereignisse erinnern und etwas betrachten, das es in Wirklichkeit gar nicht mehr gibt. Das ist etwas Großartiges, das ich so gleich erkannt habe. Und diese Faszination vom (noch dazu gestalteten) Festhalten eines Augenblickes und seine Bewahrung hat mich nie mehr losgelassen. Das ist das Wesentliche für mich am Fotografieren. Der Fotoapparat ist für mich ein Sehinstrument und die Fotografie ein Teil meines Gedächtnisses. Vergangenheit kann für den Betrachter mit Hilfe der Fotografie zur wiederbelebten Gegenwart werden, für einen Augenblick. Das ist das Eigentliche und Wesentliche der Fotografie. Das wundert und begeistert mich bis heute. So richtig mit dem Fotografieren und der Adaptierung der Fotografie als künstlerisches Ausdrucksmittel und als Ergänzung zum Dichten und zu meiner Lyrik habe ich 1973 wirklich ernsthaft begonnen (Fotografie „Das letzte Licht“, Baumallee in Wien-Schönbrunn). Meine erste Ausstellung („Bildersprache“) hatte ich aber erst 1982 in der Galerie Prisma in Wien. Ab da widmete ich mich ziemlich intensiv der künstlerischen Fotografie und hatte dann auch viele Ausstellungen.

- *Wann hatten sie Ihre ersten Ausstellungen?*

Meine erste Ausstellungsbeteiligung war jene bei einer Gemeinschaftsausstellung eines Architektur-Arbeitskreises zum Thema „Stadtidentität Wien - Die Stadt und ihre Zeichen“ im Kulturamt der Stadt Wien, 1978. Dann folgte 1982 im Rahmen eines Symposiums in Freistadt im Mühlviertel, in meiner Heimat also, die Ausstellung einer umfangreichen Fotoserie unter dem Titel „Renovieren statt demolieren...!“, mit der ich mich gegen Bausünden und die Zerstörung architektonischer Kulturgüter wandte und zum Umdenken aufrief. Meine erste eigene Personalausstellung war dann - wie schon erwähnt - unter dem Titel „Bildersprache“ in der Galerie Prisma in Wien. Darauf folgten andere Ausstellungen zu verschiedenen Themen, an denen ich bereits vorher gearbeitet hatte („Bilder einer Landschaft“ 1984, „Plastik - weiße Bilder weiße Räume“ 1984, „Linzer Hafen“ 1985, „Die Boote von Bled“ 1986). Medienberichte erschienen. 1983/84 bekam ich die ersten Preise für künstlerische Fotografie.

- *Woher nehmen sie die Einfälle für Ihre Fotos? Welche Fotothemen reizen Sie besonders?*

Die Einfälle für meine Fotos nehme ich ganz einfach aus meinem Schauen. Einfälle kommen aus dem, was mir auffällt, als etwas Besonderes, Bedeutungsvolles. Das können ganz unscheinbare, alltägliche Dinge sein, die oft mehr bedeuten als sie sind oder (er)scheinen. Wenn ich an einem Thema arbeite, z. B. Architektur, Städtebilder, (jüdische) Friedhöfe, etc., dann gehe ich natürlich auf die Suche und spüre das auf, was ich suche. Immer aber wieder sind es Bildmetaphern mit oft starkem Symbolgehalt, die mich anziehen und dazu bringen, das Motiv zu fotografieren. Nicht umsonst heißt ein Hauptteil und eine Gesamtserie meines fotografischen Werkes „Bildersprache“. Da geht es um Bilder, die etwas ausdrücken, wofür es in der Sprache entsprechende Wörter und Begriffe gibt, oft aber auch nicht. Der österreichisch-ungarische Schriftsteller und Freund György Sebestyén brachte es auf den Punkt mit den Worten: „Für Wiplinger ist die Fotografie die Fortsetzung seiner Lyrik mit anderen Mitteln.“

- *Könnten Sie die Hauptmotive in Ihrer Fotografie erwähnen?*

Landschaft, Architektur, Gegenstände, Strukturen; Bäume, Häuser, Fenster, Türen, Pflanzen, Blumen, Blüten, Steine, Mauern, Wege; und manchmal, aber selten der Mensch im Porträt.

- *Warum erscheint der Mensch selten auf Ihren Fotos?*

Weil ich eine gewisse Scheu davor habe, ihn zu fotografieren, ihn mit meinem Fotografieren zu stören, seine Intimsphäre zu verletzen, einzubrechen in etwas, wozu ich nicht gehöre und wozu ich kein Recht habe, jedenfalls keines, das vorausgesetzt werden darf, das selbstverständlich wäre. Weil ich in eine in sich geschlossene Situation nicht eindringen und sie stören will. Weil auch ich so nicht gestört werden will. Und weil ich im Grunde meines Wesens ein scheuer und sensibler Mensch bin, der auf eine gewisse, natürliche, gegenseitige Distanz bedacht ist. Wenn mir aber jemand erlaubt oder signalisiert, ihn zu fotografieren, eventuell ein Porträt zu machen, so tue ich das gerne und freue mich, wenn mir die Aufnahmen gelungen sind. So habe ich im Lauf der Zeit viele Porträts, weltweit auch von SchriftstellerInnen gemacht, und ihnen diese dann geschenkt. Man kennt und schätzt mich als Porträtfotograf in diesen Kreisen.

- *Sie haben auch Philosophie studiert. Mit welcher philosophischen Strömung könnten Sie sich identifizieren?*

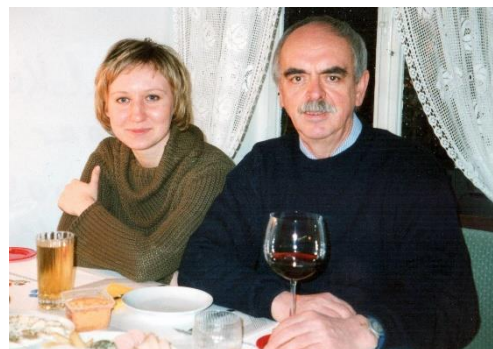
Mit dem (französischen) Existentialismus eines Camus, Sartre, nicht Heideggers, der aber eigentlich eine Lebenshaltung und weniger Philosophie im eigentliche Sinne ist. Ansonsten war und ist der wichtigste Philosoph für mich Immanuel Kant mit seinem kategorischen Imperativ. Und natürlich die Aufklärung (Voltaire). Auch der Kontakt mit der antiken griechischen Philosophie aus dem humanistischen Gymnasium war prägend für mich. Wichtiger aber als alle Philosophie und alle Philosophen waren für mich stets zeitgeschichtlich-politische Schriften, in denen es wirklich um Gegenwart oder jüngste Vergangenheit geht. Gründliche Information mit

Faktendarlegung ist für mich wichtig und halte ich für entscheidend (für die Aufklärung), nicht so sehr Interpretation im Sinne der Phänomenologie. Nicht den Menschen und die Welt nur zu erklären, sondern sie - zum Guten - zu verändern, das ist Ziel und Aufgabe; an diesem Anspruch festzuhalten und an seine Realisierung(smöglichkeit) - in Ernüchterung durch die Realität vielleicht nur hypothetisch, auf der Grundlage einer „Utopie Hoffnung“ (Ernst Bloch) - zu glauben und diesen Glauben nie aufzugeben, das ist mein Verhältnis zum Menschen und zur Welt. Da wünsche ich mir die Solidarität aller Menschen und halte diese für absolut notwendig.

- *Wie sind Sie in Österreich und im Ausland angesehen? Gab und gibt es Unterschiede zwischen der literarischen Kritik ihrer Werke im Inland und im Ausland?*

Bin ich in Österreich oder sonstwo irgendwo „angesehen“? - Ich glaube nicht! Man respektiert mich, so man mich überhaupt kennt, und das genügt mir. Das verlange ich auch. Manche Freunde, Weggefährten, Kollegen schätzen mich vielleicht, jedoch eher aufgrund meines aufrechten, unbeugsamen Charakters und meiner uneingeschränkten Offenheit bei meinen Meinungsäußerungen. Anderen wiederum ist gerade dies ein Dorn im Auge. Viele KollegInnen glauben mich zu kennen und reden auch so über mich, haben aber kaum etwas oder noch nie eine Zeile von mir gelesen, kennen jedenfalls weder meine Gedichte, noch meine Essays oder sonstwas, machen sich nur ein Bild aufgrund von Äußerlichkeiten oder bloßem Gerede, was besonders in Wien eine weit verbreitete Unsitte ist. Diese Oberflächlichkeit finde ich - gerade bei Schriftstellern und Schriftstellerinnen - absolut inakzeptabel. Unkollegial und unprofessionell sowieso. Das alles fällt im Ausland weitgehend weg. Dort kennen die, welche mich kennen, mich nur oder hauptsächlich aufgrund meiner Literatur. Und das ist gut so. Natürlich habe ich viele Bekannte, auch Freunde im Ausland. Dort mehr und vielleicht auch bessere als hier in Österreich. Die literarische Kritik über mich und meine Literatur ist in Österreich gut, im Ausland noch besser, weil richtiger und ohne Engstirnigkeit und in einem größeren Horizont eingeschätzt. Da hat das soeben Aufgezeigte keinen oder kaum Einfluß. Allerdings gab und gibt es Personen, gewisse Personengruppen in (literarischen) Vereinen und Vereinigungen, die mich wenn schon nicht offen bekämpfen, so doch gegen mich sind. Das macht mir nichts aus. Gegner stören mich nicht. Nur, daß die meisten oder fast alle hinterhältig und feige und somit intrigant sind - gerade das, was ich nicht bin - das ekelt mich an. Ich verachte solche Personen und zeige es ihnen auch, lasse sie das spüren; manchen habe ich das auch direkt ins Gesicht gesagt. Die wurden dann zu meinen Feinden. Jetzt aber bin ich von all dem seit einiger Zeit weit weg. Mich interessieren keine persönlichen Auseinandersetzungen mehr. Selbstdarstellungen und Grabenkämpfe brauchen andere, ich nicht. Mir genügt meine Arbeit. Ich brauche auch nicht unbedingt die öffentliche Deklaration meines Stellenwertes, der mir als Schriftsteller und vor allem als Dichter zukommt. Mir ist es eigentlich ziemlich egal, wo ich in der österreichischen Literaturlandschaft eingeordnet und meinen Platz zugewiesen bekomme. Denn wer ist dafür schon eine Autorität; aufgrund wofür? Also, ich habe meine Gedichte und meine übrige Literatur geschrieben und damit basta. Letztlich ist dies alles sowieso ohne jede Wichtigkeit und ohne Belang. Ein anderes Leben gelebt, ja das hätte ich gerne. Denn es lohnt(e) sich nicht - jedenfalls für mich nicht - ein Leben nur für die Literatur. Aber was hätte ich sonst tun sollen oder können? Und war/ist die Literatur und alles, was damit verbunden war/ist, nicht doch mein Leben? Kann sein, möglicherweise, vielleicht, oder auch nicht.

Wien, 3.-12.1.2005



*Magdalena Pierzchalska und P.P. Wiplinger
Foto: Annemarie S. Nowak, Wien 2004*